

Die verschwundene Geige

Autor(en): **Schneller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hinein: sind sie angewachsen, kann er sie bequem wässern. Damit auch anderes nicht fehlt, sät er zum drittenmal Mohrrüben, Karotten, Salat, sogar Erbsen, an halbschattigen Stellen Radieschen und Rettiche. — Die Gärtnerin hackt fleissig im kleinen Blumengarten, düngt mit Nährlösungen und giesst. Sie legt die Knollen der Dahlien in Gruben, pflanzt Begonien und Pelargonien aus und sät noch einmal Kapuzinerkressen und Goldlack. Du lieber Himmel! sagt sie, an den Rosen sitzen auch schon Blattläuse.

Gertrud Schneller

D I E V E R S C H W U N D E N E G E I G E

Die Nacht stand dunkel über der riesigen Lichterstadt, und der Nebel, der sie einhüllte, hockte kalt und feucht zwischen den Häusern, wie eine Wolke, durch die die menschlichen Laute der späten Heimkehrer wie spitze Pfeile hervorschossen.

Es ging schon gegen Mitternacht, als Thomas dem dumpfen Grab der Metrostation Parmentier entstieg. Mühsam bahnte er sich einen Weg durch die kalte Mauer des Windes. Die Wand der Nacht stieg höher und höher. Die Strassen leerten sich. Thomas fror entsetzlich und war glücklich, endlich die Rue J. P. Thibaud, wo er seine kleine, bescheidene Wohnung besass, erreicht zu haben.

Als der den Hausflur betrat, der dunkel und kalt war, wie eine Höhle, erschrak er, denn in der Ecke des dunklen Flurs hockte zusammengekauert ein fremder Mann. Er schlief fest. Sein Haupt lag auf der rechten Schulter, und seine Arme waren fest an den frierenden Körper gepresst. Thomas lebte noch nicht lange in Paris, und deshalb waren ihm die Bilder der vielen Obdachlosen, die sich in besonders kalten Winternächten, wie herrenlose

Tiere an windgeschützten Orte verkrochen, noch fremd. Er war auch noch sehr jung, und sein Erbarmen und seine Güte waren noch unberührt von der Härte des Lebens, so dass er vieles sah, was andere Menschen nicht mehr sehen.

Thomas machte Licht und weckte den Fremden, der sein graues Haupt erhob und ihn durch den Schleier der Schlaftrunkenheit erstaunt, wie ein verschüchtertes Tier, betrachtete.

«Sie wollen doch nicht hier auf dem kalten Steinboden die Nacht zubringen», meinte Thomas, etwas verwirrt über den Anblick des Antlitzes, das wie ein Spiegel war, der dem Betrachter in einer Sekunde das schwere Schicksal von Jahren offenbarte.

«Es ist hier wärmer als draussen», antwortete der Mann, indem er sein Haupt wieder auf seine rechte Schulter legte.

«Ich ... ich habe ein warmes Zimmer und eine warme Küche ... wenn Sie bei mir schlafen wollen ...» sprach Thomas, tief gerührt in den Spiegel dieses Antlitzes blickend.

«Ich bin ein Bettler», antwortete der Mann. Die grosse, unermessliche Ruhe, die von ihm ausging war fast fühlbar, und hüllte ihn ein wie eine Wolke.

«Für mich gibt es nur Menschen», antwortete Thomas mit dem Idealismus der Jugend, «kommen Sie nur.»

Der Mann erhob sich schwer, und folgte Thomas mit langsamen Schritten in seine kleine Wohnung.

Thomas stellte Brot und Käse und Wurst und heissen Kaffee bereit, und dann assen sie zusammen, während die Kirche St. Joseph mit zwölf dumpfen Schlägen die Mitternacht ankündete. Beide blieben stumm, doch ihr Schweigen, das sie verband, war das Schweigen der Brüderlichkeit, das keiner Worte bedarf.

Als sich der Fremde endlich auf dem alten Sofa niederliess, sagte er nur:

«Ich heisse Michael.»

«Und ich heisse Thomas», erwiderte der Junge lächelnd.

«Sie sind ein Fremder?»

«Ja, ich studiere hier in Paris. Ich will einmal ein grosser, berühmter Geiger werden.»

Hinter der grossen, unermesslichen Ruhe des Mannes trat plötzlich Leben hervor. In seinen Augen standen kleine Flammen, als er fragte:

«Haben Sie eine Geige?»

«Ja, natürlich habe ich eine Geige», rief Thomas erfreut über das Interesse des Bettlers, «sehen



Bubikon (ZH) Photo A. Füglistner

Sie, hier ist sie», fuhr er fort, und zeigte stolz sein Instrument. «Sie ist das Kostbarste und das Einzige was ich besitze.»

Der Bettler griff nach der Geige, wie ein Dürstender nach einer Schale Wasser. Die Flammen in seinen Augen brannten hell. Er streichelte die Geige wie ein kleines Kind.

«Ich mag es kaum erwarten, bis ich vor einem lauschenden Publikum spielen darf», meinte Thomas begeistert.

Der Alte nickte, und gab Thomas die Geige zurück. Die Flammen in seinen Augen erloschen, und das Leben auf dem Antlitz versank wieder in der Ruhe.

Die dunklen Schatten der Nacht wichen den hellen Flügeln des anbrechenden Morgens. Als Thomas erwachte, gewahrte er, dass Michael auf seinem Lager hockte, und zärtlich, mit brennen-

den Augen, die Geige, die er wie ein Kind in seinen Armen hielt, streichelte. Thomas fühlte dumpf, dass Michael ein Geheimnis umgab, durch dessen dichten Schleier er nicht zu blicken vermochte. Er stellte sich noch solange schlafend, bis der Bettler die Geige wieder an ihren Platz zurücklegte. Dann erhob er sich, wünschte Michael guten Morgen und brachte ihm Milch und Brot.

«Ich muss nun fort, ich habe eine Verabredung. Bleiben Sie aber ruhig hier, es ist noch sehr kalt», sagte Thomas.

«Der Wind hat nachgelassen, und die Strasse ist meine Heimat», erwiderte Michael.

«Um elf Uhr bin ich bestimmt zurück. Dann koche ich Ihnen noch ein warmes Essen, warten Sie doch», bat Thomas.

«Danke», sagte der Alte, und neigte sein Haupt wie eine geknickte Blume.

Als Thomas eine Stunde früher als vorgesehen in seine Wohnung zurückkehrte, war Michael verschwunden, und mit ihm Thomas einziges kostbares Stück: seine Geige. Eine wilde Verzweiflung packte ihn, als er diese Feststellung machte. Seine Geige war fort, seine Geige, mit der er einmal sein Brot verdienen, mit der er einmal sein Leben aufbauen wollte. Warum hatte Michael das getan, warum? Warum hatte er sein Vertrauen und seine Zuneigung wie eine Blume zertreten? Und die erste, grosse Enttäuschung brannte wie Feuer in seinem Inneren, und sein Zorn kroch bitter wie Galle in sein Herz. Verzweifelt und völlig ausser sich über den Verlust, rannte er zum nächsten Polizeiposten, wo ihm der Beamte den Rat gab, in allen Instrumentenhandlungen der Umgebung nachzufragen, ob eine Geige verkauft wurde.

Thomas tat, was ihm geraten wurde. Er lief von Laden zu Laden. Aber er fand seine Geige nicht, alle Händler versicherten, diesen Morgen keine Geige angekauft zu haben. Völlig niedergeschlagen überbrachte er die Meldung dem Beamten, der ihn vertröstete, und versprach, nach dem Dieb suchen zu lassen.

Wie ein verwundetes Tier schleppte sich Thomas durch die Strassen. Die Kälte des Wintertages berührte ihn wie ein scharfes Messer. Wie er in die Rue Morat einbog, blieb er aber plötzlich wie gebannt stehen. Vom dunklen Hinterhof her drangen leise, zarte Geigentöne an sein Ohr. Er wusste sofort: das war seine Geige. Aufgeregt betrat er den schmutzigen Hof. Sein Herz schlug laut wie eine Glocke, als er Michael gewahrte, der, seine Geige unter das Kinn gepresst, mit geschlossenen Augen und einem glücklichen Lächeln, eine Sonate spielte. Thomas wollte auf ihn zueilen, wollte ihm die Geige entreissen, doch die seltsame Rührung, die ihn durch den Anblick des spielenden Bettlers überwältigte, war augenblicklich stärker und mächtiger als sein Zorn. Wie gebannt lauschte er dem Spiel Michaels, aus dem sich, obwohl ihm die Routine fehlte, das Vollkommene des grossen Künstlers herauschälte. Thomas erfasste blitzartig, dass sich ihm hier ein Stück jenes Geheimnisses offenbarte, über dem gestern noch der dichte Schleier gelegen hatte.

Als Michael den Bogen sinken liess, fielen Francstücke, in Zeitungspapier verpackt, aus den Fenstern wie Hagelsteine vom Himmel. Michael neigte sein weisses Haupt zum Dank, und nochmals flog sein glückliches Lächeln, diesmal nur strahlender und gelöster, über sein schweres Ant-

litz. Dann sammelte er die schmutzigen Papierknäuel zusammen und verbarg sie in seiner Rocktasche, die schon prall voll war, was bewies, dass er diesen Morgen schon in manchen Höfen gespielt haben musste. Die Geige zärtlich, behutsam wie ein frierendes Tier unter dem Arm haltend, verliess er endlich den dunklen Hinterhof.

Thomas folgte ihm langsam. Oben an der Strassenbiegung, wo es nicht mehr so viele Leute gab, denn er mochte kein Aufsehen erregen, wollte er seine Geige zurückfordern. Das Feuer der Enttäuschung brannte wieder in ihm und die Bitterkeit des Zornes kroch wieder in sein Herz, als er seine Geige in des Diebes Hand erblickte. Zwar wusste er nun: Michael hatte die Geige nicht gestohlen, um sie zu verkaufen, sondern um damit Geld zu verdienen, um damit von seinem traurigen Bettlerdasein erlöst zu sein. Aber dennoch: er war ein Dieb. Thomas ging nun schneller, blieb aber völlig überrascht stehen, als er bemerkte, dass Michael in die Rue J. P. Thibaud einbog, langsamen Schrittes weiterging, und dann in dem hohen, grauen Hause, wo Thomas wohnte, verschwand.

«Er bringt die Geige zurück, er bringt die Geige zurück», murmelte Thomas vor sich hin. Michael war also kein Dieb! Er hatte die fremde Geige nicht gestohlen, sondern er hatte sie nur geborgt, um sich mit Spielen in den Höfen, diesen Morgen, einige Francs zu verdienen. Und der Kerker seines Misstrauens öffnete sich, und die Freude floss wie ein klarer Strom in sein Herz und spülte seinen Zorn und seine Bitterkeit weg.

Thomas rannte zum Polizeikommissariat und meldete seine Entdeckung.

Dann kehrte er nach Hause zurück. Die kalte Wand des Windes war gefallen. Zwischen den Häusern hing nun ein zarter Schneeschleier. Die Kirche St. Joseph kündete die elfte Morgenstunde an, als er die Wohnung betrat. Michael war nicht mehr hier. Nur die Geige lag auf dem Tisch, und daneben, zu Thomas fast unbeschreiblicher Ueberraschung, zerstreut wie Kieselsteine, die vielen Papierknäuel; die letzte Gage eines vergessenen Geigers, mit der er die Güte eines jungen Menschen belohnte.

Thomas suchte Michael viele Tage und viele Nächte. Aber er blieb verschwunden, die riesige Stadt hatte ihn wieder verschlungen, und über sein Geheimnis, dessen dichter Schleier sein hinreissendes Spiel leicht gelüftet hatte, legten sich wieder die dunklen Schatten der Zeit.